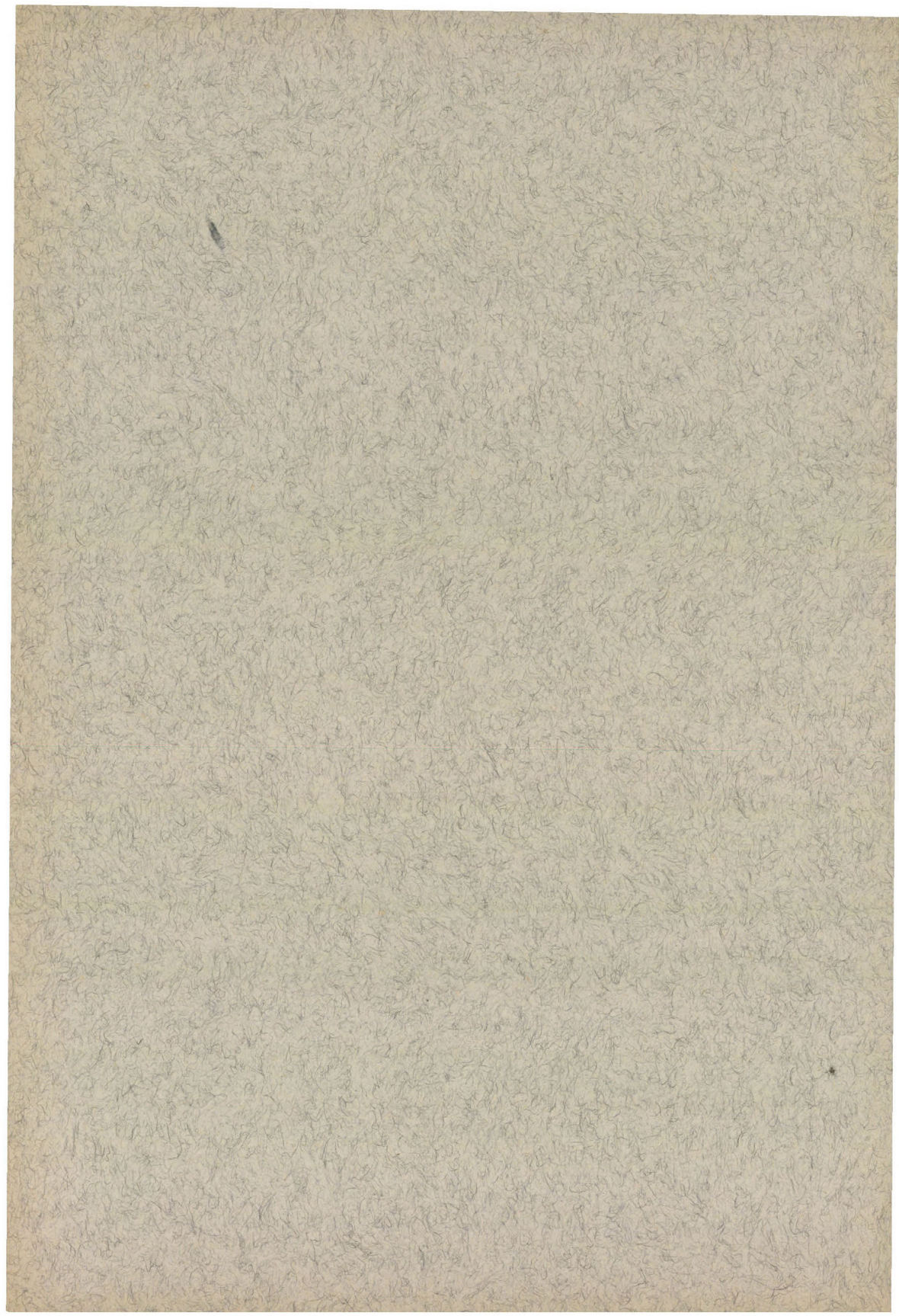


DIE
GOETHE-FEIER

DER
UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
UND DES
UNGARISCHEN NATIONALEN AUSSCHUSSES FÜR
INTERNATIONALE GEISTIGE ZUSAMMENARBEIT

UNGARISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

BUDAPEST, 1932

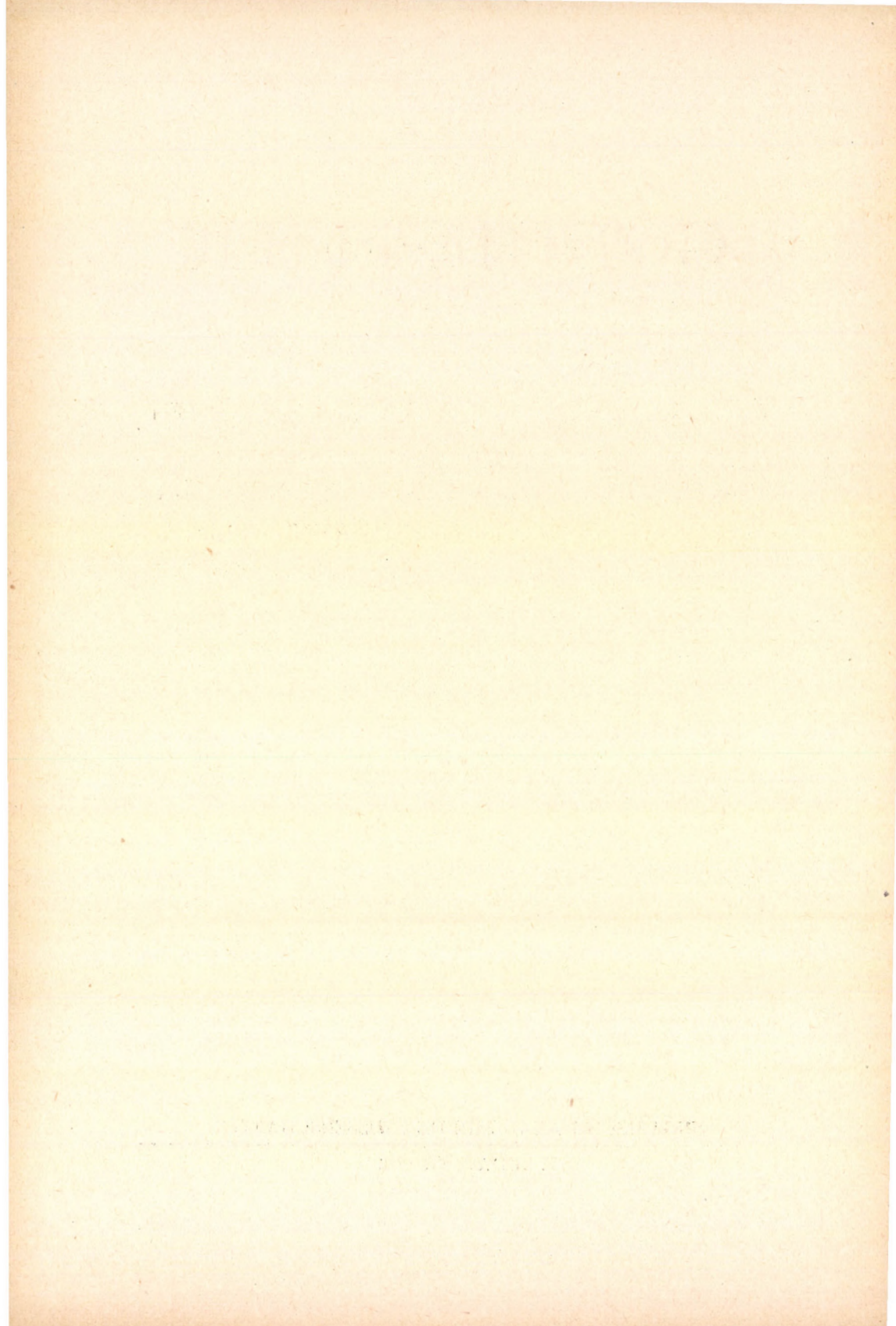


DIE
GOETHE-FEIER

DER
UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
UND DES
UNGARISCHEN NATIONALEN AUSSCHUSSES FÜR
INTERNATIONALE GEISTIGE ZUSAMMENARBEIT

UNGARISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

BUDAPEST, 1932



GOETHE'S LEBEN UND LEBENSWERK.

Eröffnungsrede zur Festsitzung der Ungarischen Akademie
der Wissenschaften.

Von **Albert von Berzeviczy**, Präsident der Ungarischen
Akademie der Wissenschaften.

An der Centenarfeier des Todestages Goethes beteiligt sich mit Recht das literarische Leben der ganzen Welt, denn Goethe war sozusagen die Personifikation des Begriffes der Weltliteratur, die Wirkung seiner Werke erstreckt sich auf das geistige Leben der ganzen gesitteten Menschheit, und es ist nur ein symbolisches Beispiel, daß die meist verbreitete Vertonung seines Hauptwerkes, des Faust, von einem französischen Tondichter herrührt, also vom Repräsentanten jener Nation, die öftesten der deutschen feindlich gegenüberstand.

Was Goethe geschaffen und was über ihn geschrieben wurde, bildet eine ganze Literatur; im engen Rahmen einer Festrede kann ich mich nur mit einem engbegrenzten Teil der Erscheinungen dieses weiten und fruchtbaren Feldes befassen. Ich will die Beziehung seines Lebens zu seinem Lebenswerk beleuchten, so wie sie in der Literaturgeschichte beispielloos dasteht.

Wir finden nämlich in der Weltliteratur keinen Schriftsteller, der die Beziehung seines Lebens zu seiner literarischen Tätigkeit so restlos geoffenbart hätte, wie Goethe. Er hat uns sein langes und reiches Leben selbst so voll und ganz anschaulich gemacht, daß in dessen Beziehungen zu seinem Lebenswerk beinahe nichts un- aufgeklärt blieb, in vollem Licht erscheint uns das eine und das andere, das Leben und dessen Erfolg, als eine großartige Einheit, ein unerreichbares Beispiel und eine unschätzbare Lehre.

Wohl können erst wir, die schon ein ganzes Jahrhundert von seinem Lebensende trennt, diese Einheit in ihrer ganzen Fülle betrachten. Im Leben Goethes und kurz nach seinem Tode kannte man wohl die unter dem Titel „Dichtung und Wahrheit“ zusammengefaßten reizenden Jugenderinnerungen, seine italienischen und Schweizer Reisebeschreibungen und andere biographische Fragmente, man kannte oder ahnte wenigstens die Beziehungen seiner Erlebnisse zu manchen Gestalten seiner dichterischen Werke, das war aber alles. Nur seitdem nach seinem Tode die dreizehn Bände seiner Tagebücher, seine Gespräche mit Eckermann und seine sich in riesigen Dimensionen bewegenden Briefschaften uns zugänglich wurden, können wir sein ganzes Leben überblicken und sein ganzes Lebenswerk verstehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Goethe, im Vollbewußtsein der Verantwortlichkeit der Nachwelt gegenüber, alles, was sich auf seine ganz außerordentliche Persönlichkeit und sein ebenso außerordentliches Leben bezog, der Vergessenheit entriß; es wäre müßig, dabei Motiven des Egoismus und der Eitelkeit nachzuforschen.

Das Zielbewußte seines Vorgehens beweist beispielsweise, daß er sein Tagebuch eben in der Zeit zu schreiben begann, im Sommer des Jahres 1775, als er an die Grenze seiner in „Dichtung und Wahrheit“ verewigten Jugendperiode gelangte, in seinem 26. Jahre, vor seiner Niederlassung in Weimar und am Beginn seines Freundschaftsverhältnisses mit dem Herzog von Weimar.

Das Tagebuch bringt seinem Leser besonders im Anfang manche Enttäuschung: es ist außerordentlich wortkarg, beschränkt sich oft auf kaum verständliche Andeutungen; es sind darin Lücken, die sich auf mehrere Jahre erstrecken, und es bezeichnet die Personen, von denen die Rede ist, im Anfang nur mit — durch den Herausgeber allerdings enträtselten — astronomischen Zeichen. Es enthält sich streng nicht nur aller Sentimen-

talitäten und Betrachtungen, sondern selbst aller Charakterisierungen und Meinungsäußerungen.

Nach einigen Jahren macht die italienische Reise die Tagebuchblätter mitteilbarer; hier begegnen wir Aufzeichnungen, die der Dichter wörtlich in die „Italienische Reise“ übertrug. Weiter wird das Tagebuch überhaupt weitläufiger, eingehender, zugleich systematischer und gibt in einer vom literarhistorischen Gesichtspunkt unschätzbaren Weise Aufschluß nicht nur über das Tageswerk des Dichters, sondern auch über seine Lektüren.

Was jedoch bis zum Ende — das Tagebuch umfaßt 57 Jahre und endet vier Tage vor dem Tode Goethes — auffallend bleibt, ist das vollkommene Ausschalten gewisser näherer oder fernerer Ereignisse, die auf den Lebenslauf des Verfassers eine große Wirkung ausüben mußten.

Das Tagebuch erwähnt — beispielsweise — mit keinem Wort die große französische Revolution; es denkt bloß in aller Kürze der Julirevolution, die in die letzten Lebensjahre des Dichters fiel; aber auch hier ist es offenkundig, daß der Verfasser sich mehr für die naturwissenschaftlichen Debatten der Französischen Akademie interessierte, als für die Vertreibung der Bourbonen und die Thronbesteigung der Orleans. Den berühmten Empfang Goethes durch Napoleon registriert das Tagebuch folgendermaßen: „nachher beim Kaiser“. Der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch ist nur die Erwähnung einer „Siegesnachricht“ gewidmet; auch des Todes Napoleons wird nicht gedacht, der Tod Lord Byrons wird nebenbei erwähnt; auch des Todes seines Freundes, des Großherzogs, wird nur bei einer Erwähnung seiner Hinterlassenschaft gedacht. Den Tod seiner Freunde — so zum Beispiel Schillers, der immer der „Hofrath von Schiller“ genannt wird — übergeht Goethe; das Hinscheiden Wielands wird nur durch die Aufzeichnung über sein Begräbnis registriert.

Was noch auffallender ist: das Tagebuch gedenkt nicht des Todes der einzigen Schwester Goethes, Cornelias, die er doch herzlich liebte, auch nicht des Hintritts des Vaters und der Mutter Goethes, nicht der Geburt und der Heirat seines einzigen Sohnes August.

In ganz eigentümlicher Weise behandelt das Tagebuch Goethes Frau, Christiane Vulpius. Wir begegnen das erste Mal dem Namen der „Demoiselle Vulpius“, als der Gehilfin Goethes in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen und seiner Hausbesorgerin, in einem Zeitpunkt, als zwischen ihnen schon seit Jahren ein Liebesverhältnis bestand. Seiner Vermählung, die eigentlich der Legalisierung seines schon 17 jährigen Sohnes galt, wird in seiner so verhüllten Weise Erwähnung getan, als hätte er sich ihrer geschämt; seine Frau beginnt nur später mit der Bezeichnung dieser ihrer Eigenschaft im Tagebuch zu figurieren. Um so überraschender ist es, daß, als diese Frau nach einem Liebesverhältnis von 28 und nach einer Ehe von 10 Jahren hinscheidet, das trockene, wortkarge Tagebuch gleichsam Tränen vergießt: „Leere und Totenstille in und außer mir“, schreibt Goethe am 6. Juni 1816.

Wir begegnen der großen Liebe des Dichters für seinen Sohn — die er auch auf seine Frau und seine Kinder übertrug — an vielen Stellen. Als er noch klein ist, badet ihn sein Vater, macht mit ihm Spazierfahrten. unterhält sich mit ihm; später schenkt er ihm sein Vertrauen, bespricht mit ihm wichtige Dinge und freut sich der Rolle, die der junge „Kammerherr“ bei Hofe innehat. Aber mit welcher Strenge er sich zu beherrschen wußte, zeigt Goethe, als er in seinem Tagebuch einfach unter dem anderen Tagesereignissen den in Rom plötzlich erfolgten Tod seines damals schon 41 jährigen Sohnes, seines einzigen Kindes, aufzeichnet und schon tags darauf über seine weiteren Beschäftigungen berichtet, als wäre gar kein Wandel eingetreten . . .

Der alte Goethe war besonders zärtlich gegen seine

Enkel; sie müssen sich ihm in ihrem neuen Ballkleid, in ihrem Maskenkostüm vorstellen; er spielt mit ihnen Domino, hört geduldig zu, wenn ihm „Wolfchen“ seine Theaterrezensionen vorliest. Einmahl scheint er sich vor sich selbst zu entschuldigen als er gesteht, daß er bei einem Geburtstagsmal „nur freundlich“ sein konnte, weil ihn ein naturwissenschaftliches Problem zu sehr beschäftigte.

Die große Sorgfalt, die er der Pflege und der Übung seines Körpers in seiner Jugend angedeihen ließ, trug ihre Früchte, indem dieser Körper 85 Jahre hindurch ungebrochen und unermüdet seinem eisernen Willen und seinem immer schaffenden Geist diente.

Weniger augenscheinlich ist der Nutzen, den dem Dichter vom Gesichtspunkte seines Berufes seine, in der Jugend auch mit großem Fleiß betriebenen zeichnerischen, malerischen und sogar bildnerischen Übungen und Studien brachten. Der Zweifel, ob er sich der schriftstellerischen, oder der künstlerischen Laufbahn zuwenden soll, dauerte nicht lange: aber es muß immerhin anerkannt werden, daß für die Ausbildung seines Geschmackes, für die Kenntniss und die Beurteilung der Kunst auch diese mehr dilettantistischen Arbeiten nutzbringend waren.

In Anbetracht des Lebenswerkes Goethes ist das Tagebuch ein Zeugnis des eisernen Fleißes und der systematischen Beschäftigung. Die Auffassung, als würde sich das Genie notwendigerweise in der Systemlosigkeit, Maßlosigkeit und dem impulsiven Handeln offenbaren, findet ihre krasse Widerlegung im Leben Goethes, der im systematischen Vorgehen und im Fleiß beinahe bis zur Pedanterie gelangte. Besonders in der zweiten, längeren, der Weimarer Epoche seines Lebens ging er immer planmäßig vor, und wir müssen seine Unermüdlichkeit bewundern, mit der er selbst dem Mundieren seiner Schriften Zeit und Aufmerksamkeit widmete. Aber das entsprach eben seinem Bekenntnis

vom Leben, so wie es in seinem Tagebuch zum Ausdruck gelangt. Er kann sich nichts Elenderes vorstellen, als einen Menschen, der sich der behaglichen Untätigkeit hingibt, und dem die schönste Gabe des Lebens, die Arbeit, zum Ekel wird.

Schon achtzenjährig, schrieb er seiner Schwester Cornelia, daß er „nach seiner innerlichen Überzeugung einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden“, und daß er „durch Fleiß einmal einer werden könne“. Bei ihm hing der Trieb zur rastlosen Tätigkeit mit seinem Glaubensbekenntnis bezüglich des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens zusammen. In seinem Alter äußerte er sich vor Eckermann: „Wenn ich bis zu meinem Lebensende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Und fürwahr, er ist beinahe bis zum letzten Augenblick seines Lebens rastlos tätig gewesen. Noch im Sommer des Jahres 1831 arbeitet er „auf einen Hauptzweck los“ und ist nach einigen Tagen befriedigt, „das Hauptgeschäft zustande gebracht zu haben“. Noch eine Woche vor seinem Tode setzt er seine Arbeit in gewohnter Weise fort. Diese Selbstzufriedenheit des Alters, mahnt sie nicht an die Eile des dem Tod geweihten Faust, mit der er das letzte Unternehmen seines Lebens betreibt: „den faulen Pfuhl abzuziehen“ und „Räume für Millionen zu eröffnen“, um in seinem letzten Augenblick sagen zu können:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn,
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick! ...

Nur dieser fanatische Arbeitstrieb machte es möglich, daß er jenes ganze Lebenswerk zu Ende führte auf das jetzt die ganze Welt mit Bewunderung blickt.

Aber Goethe erwies sich nicht nur durch seine Ar-

beitsleistung als ein Lebenskünstler. Er war es auch, weil er sein Leben so unendlich reich an Erlebnissen auszugestalten vermochte. Er hätte nicht so viel schreiben können, wenn er nicht so viel erlebt hätte. Seine riesige Tätigkeit hinderte ihn nicht am Lebensgenuß. Nur wer so lebte wie er, konnte sich jene erhabenen heitere Lebensanschauung verschaffen, wegen der man ihn mit den alten Griechen vergleicht, ihn den „Olympier“ nennt; sein gesunder, kraftvoller Realismus verstand es, die Wirklichkeit zur Poesie zu verklären; weil er mit Liebe auf die Welt blickte, fand er auch sein Ideal in der Wirklichkeit.

Nur am letzten Ende seines Lebens sehen wir ihn schon sehr verlassen. Er überlebte seine Freundschaften und seine Liebschaften, auf einen großen Teil seiner Vergnügungen mußte er verzichten, nur seine treueste Begleiterin, die Arbeit, hielt zu ihm bis an sein Lebensende. Beim allbekanntesten gastfreien Tisch des Weimarer Goethe-Hauses werden die Gäste immer seltener; den letzten Weihnachtsabend bringt er allein zu, weil er selbst wünschte, daß seine Familie ihn in einem heiteren Kreise feiere...

Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach, der erste Wiederklang....

Die Stille die ihn umgibt, erlaubt ihm schon einen Blick über jene letzte Grenze hinaus, von der er vielleicht wußte, daß sie schon so nahe ist...

Ich habe die Empfindung, daß ich vom Gesichtspunkt des Lebens und des Lebenswerkes Goethes noch etwas von seinen Liebschaften sagen muß, über die sein Tagebuch sich ausschweigt, von denen nur seine Briefe und — in bildlicher Form — seine Werke sprechen.

Unter den Dingen, wegen welcher der große Mann hie und da gerügt wurde, spielen seine Liebschaften eine große Rolle. Man ereifert sich, ihm seine Unbeständigkeit vorzuwerfen, seine Leichtfertigkeit, mit der er

Liebesverhältnisse anknüpfte und löste, die Gleichgültigkeit, mit der er den Gelegenheiten einer würdigen Ehe auswich, um schließlich sich die Fesseln einer weniger Würdigen anzulegen. Man weist darauf hin, daß Werther zum Selbstmörder wurde, weil er Lotte nicht besitzen konnte, hingegen hat der Dichter Werthers eben nur Wetzlar verlassen, als Lotte Buff die Braut Kestners ward. Diese Untersuchung der Herzen und der Nieren versteigt sich so weit, daß viele Goethe für unfähig einer wahren Liebe halten, die Gefühle, die seine Bücher ausdrücken, als erdichtet betrachten, ihn selbst aber als empfindungslos wegen seiner Selbstsucht und seiner Selbstüberhebung.

Ohne uns die Nietzscheische Theorie vom „Übermenschen“ zu eigen zu machen, müssen wir feststellen, daß Goethe nicht mit solchem Maß gemessen werden kann, daß die Urteilkategorien des gewöhnlichen Lebens auf ihn nicht so schlechtweg angewendet werden können. Wenn er auch nicht allen, zu denen ihn sein Dichterherz hinzog, treue Liebe bieten konnte, bot er ihnen doch etwas, was dauernder ist als irdische Liebe: Unsterblichkeit! Wir können sie doch beinahe alle in jenen Gestalten erkennen, die darum unsterblich sind, weil sie dem Leben entnommen wurden:

Es sind nicht Schatten die der Wahn erzeugt,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind!

Aber wir können den Faden noch weiter verfolgen. Die schmerzlichen und freudvollen menschlichen Gefühle, die in den Werken des großen Dichters sich in einer so wunderbare Sprache offenbaren, können nicht bloß erdichtet sein, weil sie dann eben nicht so viele Menschenherzen mit sich reißen würden. Der Dichter hat sie empfunden; darum, und nur darum, erwecken sie einen so lebhaften Widerhall, darum erkennen in ihnen so viele Leser ihre eigenen Gefühle, ihre eigenen Erlebnisse und sind dem Dichter dankbar für ihren treuen Ausdruck.

Es muß jedoch vorausgesetzt werden — und das ist eine segensreiche Verfügung der Vorsehung — daß wer von der Natur mit der besonderen Gabe ausgestattet wurde, die stürmischesten menschlichen Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, der ist — eben, weil sie gleichsam ein Sicherheitsventil in der dichterischen Offenbarung finden, — der zerstörenden Kraft dieser Empfindungen in seinem Inneren nicht ausgesetzt. Darum konnte der Dichter durch den Mund seines Torquato Tasso ausrufen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide!

Goethe selbst gestand, daß er, als er seinen Werther niedergeschrieben, sich wie nach einer Generalbeichte, erleichtert fühlte; und wir können Gott danken, daß er, um seinen Schmerz zu stillen, ihn sich vom Herzen herunterredete, anstatt Zuflucht zu einer dummen Pistole zu nehmen und uns alles das zu entziehen, was er nach seiner ersten Jugend verfaßte.

So betrachtet, bietet uns das Leben und das Lebenswerk Goethes gleicherweise viel Belehrung und ist auch in diesem Sinne Gemeingut der Menschheit geworden. Das zu erkennen, ist vielleicht die Zeit, in die die Centnarfeier des Dichters fiel, geeigneter, als manche vorhergehenden Epochen. Heute, nach vielen bitteren Erfahrungen, beginnen wir es wieder zu fühlen, daß es Werte gibt, die weder an eine Nation, noch an eine Zeit gebunden sind, deren Bedeutung für uns in unserer Menschlichkeit wurzelt und eben darum allgemein und unwandelbar erscheint.

Jetzt, da weniger der Krieg selbst, als die nach dem Krieg begangenen unverzeihlichen Sünden, jene Selbstüberhebung, die aus dem Ausgang des Krieges das Recht schöpfen zu können glaubte, die Nationen für ewige Zeiten in zwei Lager zu teilen: in das der Sieger und darum Herrschenden, und in das der Besiegten und darum Dienenden, jene verbrecherische nationale Selbst-

sucht, die ihre Befriedigung in der hochmütigen Verschlossenheit sucht, brachte uns allen, Siegern und Besiegten, das unvermeidliche, gemeinsame, jammervolle Elend.

In der grausamen Schule dieses gemeinsamen Elends müssen wir neuerdings die Wahrheit unserer menschlichen Gemeinschaft erkennen, müssen wir neuerdings auf die Suche jener gemeinsamen, ewigen Werte gehen, deren Erkenntnis und Schätzung allein imstande ist, uns neuerdings das Bewußtsein beizubringen, daß wir nicht nur die Söhne einander unerbittlich hassender Nationen, sondern gleichzeitig leidende Mitglieder der leidenden Menschheit sind.

Diese Wahrheit hat vielleicht in der Weltliteratur niemand überzeugender verkündet, als Goethe durch sein Leben und sein Lebenswerk.

GOETHES LEBENSWEISHEIT

von Akos von Pauler.

Goethe ist der letzte große Dichter, der sich als universaler Lehrer, ja als Propheten der Menschheit fühlt. Er ist von demselben Missionsbewußtsein durchdrungen, wie die großen Poeten der Antike, die Platon als „Führer in der Weisheit“ bezeichnet: seine Sendung ist nicht nur Genuß zu spenden, sondern auch zu belehren, ja auch zu führen. Er will demnach nicht allein Dichtung, sondern zugleich Weisheit geben. Die weltgeschichtliche Lage Goethes wird eben dadurch bestimmt, daß er diese antike Auffassung des Dichterberufes mit dem Standpunkt des neuzeitlichen Dichters vereinigt, wonach der Dichter auch sich selbst zum Ausdruck zu bringen hat.

Was ist Weisheit? Richtige Lebensführung aufgrund richtiger grundsätzlicher Einsichten. Besonders bezeichnend für den Weisen ist, daß er sein Leben nicht schwankenden und vergänglichen, sondern festen und unvergänglichen Werten unterordnet. Somit ist die Idee der Ewigkeit in irgendeiner Form unzertrennbar mit dem Begriff der Weisheit verbunden, wie dies bereits von Aristoteles klar erkannt wurde.

Die Weisheit enthält demnach zwei Momente: die Erkenntnis eines Ewigen und den Willen es im praktischen Leben zur Geltung zu bringen. Sie bedeutet also nicht nur richtige Einsicht, sondern mannhaften Willen, das heißt standhaften Charakter und ein aus ihm hervorgehendes richtiges Handeln.

Auch in der Persönlichkeit und Lebensauffassung des reifen Goethe kommt die so gedeutete Weisheit immer mehr zur Geltung; sie wird von ihm selbst in die

Worte gefasst: „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit.“ Versuchen wir dem Dichter zu entnehmen, wie er „Denken“ und „Thun“ deutet, um auf diese Weise vielleicht das innerste Wesen seiner Weisheit zu erfassen.

Es ist allgemein bekannt, daß das Goethesche „Denken“ keine streng logisch gegliederte spekulative Denkart bedeutet. Abstrakten „Spekulationen“ solcher Art stand der plastisch-visuelle Geist des Meisters stets mit einer gewissen Abneigung gegenüber. „Ich habe nie über das Denken gedacht“ — spricht er, als er über die Problematik des Fachphilosophen zu sprechen kommt. Für ihn bedeutet „denken“ mit den Augen des Geistes sehen, und auch der Ausdruck „Theorie“ wird von ihm mehr nur in dem antiken Sinne des Wortes — θεωρεῖν = betrachten — gebraucht. Denken ist für Goethe zunächst wesenerfassende Vertiefung in das Objekt, ein Zustand von statischer Art, kein dynamisches Fortschreiten, das heißt keine Schlußfolgerung. Man kann wohl sagen, daß bei Goethe das symbolische Denken dem dialektischen gegenüber überwiegt. Dementsprechend erscheinen ihm das Besondere und das Allgemeine nicht getrennt, sondern in organischer Einheit, „Das wohlbesehene Besondere kann immer für ein Allgemeines gelten.“ Eben deshalb wird nach Goethe durch die Feststellung einer einfachen Tatsache zugleich auch das Universale anerkannt: „Das Faktische ist schon Theorie“.

Was hat nun das so gedeutete betrachtende Denken zu erfassen? Nach dem Dichter im wesentlichen das, was den Dingen als Zeitloses und Ewiges innewohnt und im Grunde genommen zweierlei bedeutet: einerseits die in der Wirklichkeit der Natur erscheinenden Urphänomene, andererseits die in ihnen zum Ausdruck kommende Ordnung und den Wert: den Logos. Demnach ist jede Wirklichkeit auf gewisse Grunderscheinungen zurückzuführen, die weiter nicht mehr deutbar und nur

aus sich selbst zu verstehen sind. Das Weltleben besteht in der Entfaltung dieser Urphänomene, die eben deshalb über alles Vergängliche erhaben und ewig sind.

Denn keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form die lebend sich entwickelt.

Dieses allmähliche Hervortreten der Urphänomene deckt zugleich die ihnen innewohnende ewige Ordnung, den Logos, auf. Diese ist jedoch keine Struktur, die in einem System abstrakter Begriffe zum Ausdruck gebracht werden könnte. „Die Natur — sagt Goethe — hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekanntem Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze“.

Allein dieser Mittelpunkt des Alls und der letzte Logos der Weltordnung bleibt uns nur so lange unerschlossen, solange wir sie außer uns in der äußeren Natur suchen. Vertiefen wir uns jedoch in uns selbst, so erschließt sich durch unsere Seele auch das Geheimnis des Alls.

Ist nicht Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Denn auch in uns wirkt der ewige Lebenspuls, auch wir sind Tropfen des großen Ozeans und somit führt eben Selbstbetrachtung zu den tiefsten Tiefen. Umso mehr, als das, was wir am sichersten erkennen, nur in uns selbst erfaßbar ist. Die festeste Überzeugung aber richtet sich auf das Gute und Edle.

Das Centrum findest du da drinnen
Woran kein Edler zweifeln mag.

Diesen Weg findet jedoch Goethe auch von einem anderen Blickpunkte aus. Seiner Auffassung nach ist Leben Wurzel und innerstes Wesen der Wirklichkeit: das sich entfaltende Leben ist das allgemeinste Urphänomen. Allein am unmittelbarsten wird das Leben in

uns selbst erfaßt, indem wir es erleben. Dies aber bedeutet, sich dem Streben nach Dingen hinzugeben, die wir lieben: Leben ist gleichbedeutend mit Lieben. Was demnach dem Leben neuen Puls verleiht, sind jene Geistesgehalte, — nach unserer heutigen Terminologie: Werte, — deren Liebe das Leben selbst zur Entfaltung bringt.

Nun erst wird uns der vielleicht tiefste Ausdruck Goethescher Lebensweisheit offenbar.

Denn das Leben ist die Liebe
Des Lebens Leben Geist.

Dieser „Geist“ ist der über dem Leben schwebende, es anziehende und nährenden ewige Logos — das, was wir Gott nennen. In diesem Punkte tritt die immer tiefer werdende Weisheit des Meisters zur Gottesidee in nächste Beziehung. Lange Zeit hatte die Gottheit für Goethe nur pantheistischen Sinn: er sah in ihr eine mit der Welt lediglich identische Urmacht, die das All „von innen heraus“ bewegt. Heute ist bereits bekannt, daß der Meister in seinen letzten Jahren sich immer mehr dem Theismus, der Idee des persönlichen Gottes näherte. Hand in Hand damit zeigte sich in seiner Seele zunehmende Empfänglichkeit für die aus der ewigen und unendlichen Liebe Gottes hervorgehende Idee der christlichen Erlösung.

Dieser tiefste Punkt seiner Lebensweisheit kommt zunächst in der Lösung des menschlichen Lebensmysteriums, im *F a u s t* zum Ausdruck. Auch der Dichter selbst sieht in diesem gewaltigsten Daseinsdrama, das je ein Mensch geschaffen hat, den Sieg der christlichen Idee. In einem Gespräche mit Eckermann stellt er als Schlüssel zum Erfassen der Dichtung jene Verse aus dem Chor der Engel hin, in denen es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,

Den können wir erlösen,
 Und hat an ihm die Liebe gar
 Von oben teilgenommen,
 Begegnet ihm die selige Schar
 Mit herzlichem Willkommen.

„In diesen Versen — sagt Goethe — ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach der wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.“

Goethe war bereits vierundvierzig Jahre alt, als er erstmals Platon las. Doch war er eigentlich bereits Platoniker, als er allmählich entdeckte, daß das Höchste und Tiefste nicht durch die sinnlich erfaßbare äußere Natur, sondern nur durch Vertiefung in das eigene Ich zu erkennen ist. Auch Goethe hätte mit dem größten Schüler Platons, mit dem heiligen Augustin, sagen können: *ab exterioribus ad interiora, ab interioribus ad superiora*. Der wahre Lebensberuf des Menschen ist auch nach Goethe das Erfassen und die Nachfolge des Ewigen: „das Vergängliche unvergänglich zu machen.“ Auch darin folgt er Platon, daß er schließlich das Geheimnis des Daseins im *ἔρω*, in der Liebe zum Ewigen erkennt und ahnt, daß es hilfreiche Gnade Gottes, als der ewigen Liebe ist, in der unser Lebenskampf ausklingt, und die in die Unsterblichkeit hinüberführt, an die Goethe bis an sein Lebensende unerschütterlich glaubt. In diesem Sinne ist auch Goethes „Denken“ nichts anderes, als liebevolles Vertiefen in die ewigen Ideen Platons, die uns sowohl in den Urphänomenen, als auch in dem Urlogos entgegentreten; dieses „Denken“ legt den Grund zum Glauben an die ewige Güte, *ἀγαθόν*, die beiden das Leben spendet.

Allein das „Denken“ hat an der Gestaltung unse-

res Daseins auch einen anderen Anteil: das Leben be-
 wußt zu leben. Es ist demnach nicht bloß in seiner Ge-
 gestandsbezogenheit von Wert, sondern auch in seiner
 reflektierenden Art. Ja, Denken als Lebensausdruck
 erschließt uns den innersten Lebenspuls:

Zierlich denken und süß erinnern
 Ist das Leben im tiefsten Innern.

Dieser stets sich bildenden, selbstbewachenden,
 selbstregulierenden Reflexion ist auch die Entfaltung
 unserer Persönlichkeit zu verdanken, das Höchste, was
 wir erreichen können:

Höchstes Glück der Erdenkinder
 Sei nur die Persönlichkeit.

Dieses reflektierende Denken kommt uns in der
 Ausbildung unseres Ich umso mehr zugute, als es uns
 zugleich befreit, indem es uns über den qualvollen
 Strom der Vergänglichkeit emporhebt. „Bleibt uns nur
 das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir
 nicht an der vergänglichen Zeit.“

Somit gelangten wir bei dem Wesenskern der Weis-
 heit Goethes an. Er kommt in dem Vermögen zum Aus-
 druck, die Schätzung des flüchtigen Augenblickes mit
 dem steten Voraugenhalten jenes niemals vergänglichen
 Momentes zu verknüpfen, der als Gleichnis auch in
 dem flüchtigen Augenblick enthalten ist: „Alles Ver-
 gängliche ist nur ein Gleichnis.“ Der wahre Weise ver-
 mag Vergängliches und Ewiges z u g l e i c h zu sehen, in-
 dem er in jedem Augenblick den ewigen Wert erkennt,
 da auch der flüchtige Augenblick das Ewige versinn-
 bildlicht. Daher lautet Goethes höchste Lebensregel:

Genieße mäßig Füll und Segen
 Vernunft sei überall zugegen
 Wo Leben sich des Lebens freut
 Dann ist Vergangenheit beständig
 Das Künftige voraus lebendig
 Der Augenblick ist Ewigkeit.

Diese eigenartige und geheimnisvolle Einheit von Zeit und Ewigkeit ist auch nach Goethe dadurch möglich, daß in Gott auch der Augenblick ewig ist:

Denn alles Drängen und alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Nun sind wir bereits auf dem Olymp: hier angelangt blicken wir in ruhiger Gelassenheit auf unsere Daseinskämpfe, auf die unablässig wogende Unruhe der Erfahrungswelt hinab; daher bekennt sich der Dichter mit vollem Vertrauen zu dem Satz: „alles gibt sich mit der Zeit.“ Und somit erreichten wir, was bisher von jedem tieferen Denker erreicht wurde, die Einsicht, daß Vernunftkenntnis in die Nähe der größten Mysterien von Welt und Leben führt. Goethe selbst sagt, daß „das Kind Realist, der Jüngling Idealist, der Mann Skeptiker, der Greis Mystiker“ sei.

Dieser tiefste Punkt der Weisheit ist eben der Reife des Denkens zu verdanken. Goethes Lebensweisheit ist — gleich der von Platon und Aristoteles — eine große Hymne des Gedankens: eben das allmähliche Vertiefen des Gedankens ermöglicht es durch die Erkenntnis des Ewigen, auch in unser vergängliches Leben einzugreifen und auch seinem flüchtigen Augenblick die Weihe zu geben. Dieses Goethesche „Denken“ ist selbst das Leben des Geistes, wie es gedeiht, reift, reicher und tiefer wird. Unerschüttert glaubt der Dichter an die erhebende, gestaltende und erziehende Macht des Denkens. Es darf nicht vergessen werden, daß alle Vernunft und Wissenschaft verachtende Worte uns aus dem Munde des Mefistopheles entgegenklingen, der mit den Worten „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft — So hab ich dich schon unbedingt“ auch seine eigenen Absichten verrät. Ist es doch eben das Vertrauen auf den Gedanken, was uns wahrhaft zu Menschen macht und uns aus den engen Schranken und der lähmenden Relativität des Sinnenlebens entführt.

Allein der Mensch würde für die Wirklichkeit verloren gehen, lebte er nur in Betrachtung. Zeigt doch das überhandnehmende Denken die Dinge von so viel Seiten, daß die dadurch entstandene Skepsis das Handeln lähmt. „Nur der Betrachtende hat Gewissen, — sagt Goethe — der Handelnde ist immer gewissenlos.“ Dies bedeutet, daß wir durch unseren Entschluß die Verantwortung auch für etwaige Folge unseres Handelns übernehmen, die weder zu berechnen noch vorauszusehen sind, was mit der absoluten Gewissenhaftigkeit nicht in Einklang gebracht werden kann. Aber die Tat belebt, da sie befreit, indem sie die Zweifel, über die sich der Mensch durch rein theoretische Betrachtungen niemals zu erheben vermöchte, als gordischen Knoten zerschneidet, und somit das lähmende und dadurch lebenswidrige Überhandnehmen des Denkens einschränkt. „Der Sinn erweitert, aber lähmt; die Tat belebt, aber beschränkt.“ Hieraus ergibt sich der eigenartige Begriff des Goetheschen Handelns, „Tuns.“

Das Tun ist für Goethe zunächst keine Wirkung nach Außen, sondern Offenbarung und als solche Symbol unseres tiefsten Innern. „Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten es anders als in edler Tat zu gestalten.“ Ist doch die Tat in jeder Beziehung Uroffenbarung, — „der Anfang war die Tat“ — da das Urphänomen durch sie zur Wirklichkeit wird. Daher betrachtet der Dichter auch die dem Handeln innewohnende ethische Gewißheit als Urgewißheit, selbst dann, wenn sie durch die Vernunftseinsicht nicht durchhellt wird.

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Man hüte sich daher den Begriff der Goetheschen „Tat“ im Sinne der modernen Überbetriebsamkeit geschäftlicher Art, einer in jeder Hinsicht barbarischen πολυπραγμασύνη zu deuten. Nicht „Nützlichkeit“ bestimmt

nach dem Dichter den Wert der Tat, sondern daß sie Symbol des in unserem Leben zum Ausdruck gelangenden Urphänomens ist. Denn der Grundzug von Goethes reifer Lebenshaltung und Weisheit ist eben, daß er die wahre Tiefe, Schönheit und den Sinn des Lebens nicht in dem Streben nach Außen, in die große Welt sieht, sondern darin, daß wir nach Innen leben und die Seele in der Wärme einer intimen Umwelt entfalten. Auch hier gilt, daß das Unendliche nur in unserem Ich zu finden ist und daß sich auch das Unendliche im Urgrunde des Alls uns nur durch dieses Ich erschließt. Dies erklärt bei Goethe jene sonderbare Einheit Welten und Aeonen umfassenden kosmischen Lebens und kleinbürgerlichen Rahmens, die auch andere große Geister, Aristoteles, Leibniz und Kant kennzeichnet. Diese Synthese von Genie und Kleinbürgertum erscheint als Paradoxon, und doch kommt in ihr tiefe Weisheit zum Ausdruck. Nicht nur weil durch die schlichten und festumrissenen Formen kleinbürgerlicher Lebensführung jene äußere Ruhe gewährt wird, ohne die der Genius nicht zu schaffen vermag, sondern weil das Genie durch die Wertschätzung enger Rahmen auch in ihnen die ewige Symbolik des Lebens erkennt. Auch Goethe verachtet die kleinen Sorgen bürgerlichen Lebens keineswegs, denen er, zunächst in seinem Haushalte, die größte Aufmerksamkeit zuwendet; auch hier erkennt er im Kleinen das Große und die Wahrheit, daß jeder Augenblick ewigen Wert enthalten kann.

Tun und Handeln gehören aber auch darum der Fülle des Lebens an, da wir nur durch sie von der aus den tiefsten Tiefen unserer Seele emporquellenden formlosen Sehnsucht befreit werden können: „Die Sehnsucht verschwindet im Tun und Handeln.“ Durch die mystische Gewißheit der Tat stellen wir uns fest in die Wirklichkeit hinein.

Wir haben gesehn, daß der Entschluß nach Goethes Ansicht durch das Denken eher erschwert, als gefördert

wird. Auch dies deutet darauf, daß die wirkliche, belebende Kraft des Handelns nicht die Einsicht, sondern jene irrationelle Gewißheit ist, die wir Glauben nennen. Der in die Tiefen dringende Geist steht in seinem Leben dem Nichterkennbaren mit unbegrenztem Vertrauen gegenüber.

Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen
Zum Unbegrenzten unbegrenzt Vertrauen.

Dies eben ist der Weg des Glaubens, den uns auch unsere nie zu befriedigende Sehnsucht weist. „Jedes Bedürfnis — sagt Goethe — dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nötigt zum Glauben.“

Hier liegt das Grundstreben unseres Geistes: das Handeln zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse führt die Seele unwiderstehlich der Welt des Glaubens zu. Die grundlegende Überzeugung Goethes ist, daß unser Lebensgang letzten Endes dadurch bestimmt wird, woran wir glauben; er faßt dies in den Satz, daß der Kern der Weltgeschichte der Kampf zwischen Glauben und Unglauben sei. Alles Leben wurzelt im Glauben: bloßes Wissen vermag nicht jene Gewißheit zu geben, der wir bedürfen, um zu leben und zu handeln. Daher die wunderbare Macht und heilende Kraft des Glaubens. Auch der Dichter selbst weist tief gerührt auf den bemerkenswerten Umstand hin, daß durch das Christentum verfallene und bereits versunkene Völker neu belebt wurden, und fügt weise hinzu, daß dieses mit Einsicht und Philosophie nichts zu tun habe, sondern sich aus irrationalen, geheimnisvollen Quellen nähre.

In späteren Jahren stand Goethe dem religiösen Leben, namentlich den Mysterien des Christentums mit wachsendem Verständnis gegenüber. Goethe, der „große Heide“ kann heute füglich als historischer Irrtum betrachtet werden. Wie tief sich der auf dem Gipfel seiner Weisheit angelangte Goethe in die Geheimnisse religiösen Empfindens vertiefte, wird am besten

dadurch bezeugt, daß er den historischen Ursprung des religiösen Glaubens gegenüber der oberflächlichen Lehre der Aufklärung nicht in der Furcht, sondern in der Dankbarkeit erblickte.

In unseres Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten
Wir heißen's: fromm sein.

Nicht die negative und niedrige Triebkraft der Furcht ist die psychologische Quelle der Religion, sondern das positive und edelste Erlebnis der Dankbarkeit und Liebe. Religion ist kein vergängliches Nebenprodukt eines primitiven Lebens, sondern Wurzel und Krone allen Daseins. Daher gilt als Inbegriff der Weisheit:

Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Übrige Gott überlassen.

Allein der Mensch denkt und handelt nicht bloß, sondern schafft auch, das heißt, das Leben ist stets zugleich künstlerische Tätigkeit. Ist doch schon die Bildung unseres eigenen Ich eine Kunst, und andererseits nach Goethes Auffassung auch das Handeln schon Offenbarung der Selbstgestaltung. „Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten“ — das heißt, auch der Künstler arbeitet an der Verwirklichung des Geistes, der Welt der Werte. Seine Aufgabe in sachlicher Hinsicht ist nichts anderes, als „durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben.“ Daher ist auch Kunst die Offenbarung jenes Eros, die uns dem Unendlichen und Ewigen entgentreibt. Ohne Liebe keine Dichtung,

Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten.

Nun ist uns klar, was nach Goethes Weltauffassung letzten Endes uns, im Strome der Zeit lebende Wesen in Denken, Handeln und Schaffen zum Suchen nach dem Ewigen anregt. Es ist nichts anderes, als die Liebe zu allen wahren unvergänglichen Werten. Diese Liebe lehrt uns im flüchtigen Augenblick das Ewige, im Vergänglichen das Unvergängliche zu erblicken. Das größte Wunder der Weisheit erleben wir in der Liebe: sie ist das große Mysterium des wahren Lebens, wie es durch den Gedanken von Plato und Goethe, durch den religiösen Glauben von der Lehre Christi erfaßt wurde. Goethes Lebensweisheit ist die Weisheit der Liebe; Denken und Tun müssen in gleicher Weise aus dieser ewigen Quelle genährt werden.

Als Goethe seinen letzten Geburtstag feierte, überraschten ihn mehrere seiner hervorragenden englischen Freunde und Verehrer, unter ihnen Walter Scott und Thomas Carlyle, mit Geschenken. In dem Begleitschreiben begrüßt Carlyle den Gefeierten als den Menschen, dem wir zu größtem Dank verpflichtet sind, da er uns über die wahre Weisheit belehrte. Diese Worte des großen englischen Schriftstellers sind von umso tieferer Bedeutung, da eben er es war, der es nach eigenem Bekenntnis Goethe zu verdanken hatte, daß er dem äußeren und inneren Zusammenbruch seines Lebens entging.

Und hier erhält Goethes Lebensweisheit eine schmerzvolle Zeitgemäßheit. Auch wir erwarten die Heilung unserer Seele, sofern sie durch Weisheit aufgrund von Einsichten möglich ist, in dieser düsteren Zeit des Weltschmerzes, von seinem Geiste. Indem dem Genius bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todes auch unsere Märtyrernation in Liebe und Dank huldigt, dankt sie zugleich für den Reichtum an Glanz, der aus seinem Geiste bisher auch unserer Seele entge-

genstrahlte. Und wir glauben zuversichtlich, daß wir zu unserer Auferstehung durch Goethes Geleit auch den Weg zur einzigen wahren Weisheit finden müssen, zur Erkenntnis, daß nur Glaube und Liebe zur Ewigkeit führen.

ERÖFFNUNGSREDE

zur Festsitzung des Ungarischen Nationalen Ausschusses
für Internationale Geistige Zusammenarbeit.

Von **Albert von Berzeviczy**, Präsident der Ungarischen
Akademie der Wissenschaften.

Geehrte Festversammlung!

Die Nationale Commission welche unsere Akademie infolge der Aufforderung der Genfer Centrale für das geistige Zusammenwirken der Völker gebildet hat, bietet uns die erwünschte Handhabe geistige Größen des Auslandes zur Mitwirkung heranzuziehen und Vorträge über Gegenstände deren Interesse über die Scheidewände die die Nationen voneinander trennen, hinausreicht, entgegenzunehmen.

Die Centenarfeier des Todes Goethe's erscheint, infolge des Weltruhmes des Dichters, ganz besonders geeignet im Rahmen einer solchen, dem Zusammenwirken verschiedener Nationen gewidmeten Festsitzung begangen zu werden, und dieses unser Unternehmen erhält eine besondere Weihe durch das Erscheinen des Herrn Professor Julius Petersen, des Präsidenten der deutschen Goethe-Gesellschaft in Weimar und auswärtigen Mitgliedes unserer Akademie in unserem Kreise. Indem ich unseren verehrten Gast unserer Zuhörerschaft vorzustellen und ihn herzlichst zu begrüßen die Ehre habe, spreche ich ihm zugleich unseren innigen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit aus, mit welcher er unserer Einladung Folge leistete und versichere ihn, daß er bei uns einer verständnisvollen, ich kann sagen seelenverwandten Zuhörerschaft begegnen wird.

Haben wir doch schon eine ziemlich lange Reihe von Vorträgen und Versammlungen in diesem Jahre der Erinnerung an Goethe gewidmet. Unsere Akademie selbst ge-

staltete ihre heurige Festversammlung zugleich zu einer Goethefeier; zahlreiche literarische Gesellschaften, besonders die ganz dem Goethe-Cult gewidmete ungarische Goethe-Gesellschaft brachten Vorträge über Goethe-Probleme; hier im Palaste unserer Akademie ist ein Goethe-Museum zur Schau gestellt, Stiftung und Vermächtnis eines ungarischen Bürgers und Goetheforschers und unsere Dichter wetteiferten in der Übersetzung der meisten Werke des Dichterkönigs, so daß wir — um nur eines zu nennen — Faust in viererlei ungarischen Übertragungen besitzen.

Wir trachteten aber nicht nur Goethe literarisch uns anzueignen; so wie sein Lebenswerk Gemeingut der ganzen gesitteten Menschheit wurde, so ist Goethe auch bei uns in den weitesten Kreisen bekannt, bewundert, geliebt, seine Worte haben stets begeisterten Wiederhall gefunden überall in Ungarn, auch in den uns jetzt entrisenen Teilen unseres tausendjährigen Landes, im waldigen Gebirge und in dem von der Fata morgana beglänzten Tiefland, längs der Donau und längs der Theiß, in Städten und Dörfern, bei der magyarischen Rasse nicht weniger als im Kreise der ungarländischen Deutschen.

Tausende haben auch bei uns aus Faust Lebensweisheit geschöpft, wurden mit Faust von der „Menschheit ganzer Jammer“ angefaßt, tausende haben mit Werther gejauchzt und geweint, haben sich an den Tönen der Leier Goethes berauscht, seine lieblichen Frauengestalten in's Herz geschlossen. Auch wir glauben im Bewußtsein unseres Goethe-Verständnisses, ohne Anmaßung das Dichterwort auf uns anwenden zu können: Du gleichst dem Geist, den du begreifst!

Freilich konnte diese Gemeinschaft der Empfindung die uns durch Goethe an das deutsche Volk knüpft, bei uns dennoch nicht jene Bedeutung erlangen, welche die Wirkung seines größten Dichters auf Deutschland kenn-

zeichnet, und welche im Deutschtum überall, auch bei der jetzigen Centenarfeier zu Tage tritt.

Es ist eine seltsame Schicksalsfügung, daß so wie das Erscheinen des I. Teiles von Faust im Jahre 1808, inmitten des tiefen Niederganges der deutschen Nation erhebend gewirkt hat, so wirkt auch jetzt die Bedeutung des ganzen Lebenswerkes Goethe's erhebend auf das durch neue Schicksalsschläge schwergeprüfte Volk des Dichters.

Denn das ist eben die einzigartige Bedeutung der Geistesschätze, welche die ragenden Größen der Geistes- und Seelenwelt der ganzen Menschheit dargebracht haben, daß ihnen dem eigenen Volke gegenüber noch überdies eine erlösende Kraft innewohnt. Denn siehe da, jene deutsche Nation, welche im Laufe eines halben Jahrhunderts einen der größten Triumfe und eine der größten Niederlagen der Weltgeschichte erleben mußte, welche heute besiegt und vergewaltigt, von Kummer und Not gepeinigt, scheinbar erniedrig dasteht, diese deutsche Nation wird durch die Mahnung der gegenwärtigen Centenarfeier zum unbeugsamen, unerschütterlichen Stolz beseelt als die hehre Spenderin, welche die Welt mit dem unermeßlichen, unvergänglichen Reichtum der geistigen Schöpfungen Goethe's beschenkt hat.

In diesem niemals erblassenden Ruhm erglänzt sie inmitten ihrer schwersten Prüfungen, in diesen ihrem Ruhm, welchen ihr keine Macht der Erde entreißen kann, jubeln ihr die Herzen auf dem ganzen Erdenrund entgegen, in dieser seiner strahlenden Herrlichkeit wollen auch wir durch unser bescheidenes Fest dem Volke Goethe's unsere tiefgefühlte Huldigung darbringen.

GOETHE ALS GESTALTER.

von Julius Petersen.

Der Vortrag von Prof. Dr. Julius Petersen führt den Gedankengang aus, den er eingehend in der Studie „Goethe als Gestalter“ Berlin, 1932. entwickelt hat. Anschließend an Goethes Gedicht „Die Grenze“, das die Wandlung Klopstocks, des großen Vorläufers in der Erlebnisdichtung, zum Thema hat, besprach er das einzigartige Beispiel dieses Einheitsgefühls der ganzen Welt in dieser zerrissenen chaotischen Zeit anlässlich des 100. Todestages des letzten großen Welt dichters.

Wie in der Harmonie dieser Weltverehrung die Stimme der Vielheit zu vernehmen ist, so ist auch Goethes Gestalt gespalten in mannigfachen Erscheinungsformen. Der junge Goethe als Stürmer und Dränger, der klassische Goethe und der weise Seher im Alter; der nordische Mensch, der griechische Künstler und der universelle Welt dichter sind Gegenstand besonderer Verehrung und gelegentlich sogar eines Rangstreites geworden. Gleichwohl sind Goethes Leben und Dichtung eine Einheit, die im Begriff der Erlebnisdichtung am besten zu fassen ist; Voraussetzung dieses Bekannertums war das religiöse Gefühlleben und der Offenbarungszwang des Pietismus, dessen Kreise er in jungen Jahren durchlaufen hat, und die Auffassung seiner Dichtung als großer Konfession und Generalbeichte geht auf die Anschauungsweise dieser Zirkel zurück. An einem Beispiel aus den „Römischen Elegien“ wurde sodann die Bedeutung der Gelegenheit für Goethes Schaffen veranschaulicht.

Ein dreifaches Verhältnis zwischen Wirklichkeit, Erlebnis und Gelegenheit ist möglich: das der Identität in der eigentlichen Gelegenheitsdichtung, deren Anlaß Improvisation und inspirierte Gestaltung des Ichs ist; das der großen zeitlicher Entfernung zwischen Erlebnis und Gelegenheit, wenn erst nach langer Inkubation, die bis zu vier oder fünf Jahrzehnten sich erstreckte, die Gestaltung ausreifte; und schließlich das dritte Verhältnis der Antizipation und Vorwegnahme des Wirklichkeitserlebnisses in der Dichtung. Goethe hat dieses Verhältnis als das eigentliche Geheimnis seines Schaffens betrachtet, daß er Urbilder in sich trug, denen er nochmals im Leben begegnete und daß das Leben zur Bestätigung seiner Dichtung wurde. Der Redner gab dafür mehrere Beispiele im Friederike-Erlebnis in der italienischen Reise, im Werther-Roman

als Vorausnahme der Frau von Stein. Auch Iphigenie lebte als Wunschbild längst im Dichter ehe er Frau von Stein kennen lernte. Neben dem Urbild der Reinheit aber war auch das der schicksalsmäßigen leidenschaftlichen Hingabe vorgebildet, und Egmonts Klärchen war eine Antizipation der Christiane. Ebenso begegnet das Bild der aufblickenden Adorantin, das er in Mignon gestaltet hatte, dem Dichter später in Bettina Brentano. Ein vierter Frauentypus ist der der ebenbürtigen Partnerin im Liebesduett; der Suleika des „Westöstlichen Diwan“ war schon Name und Platz bereitet, ehe Goethe Marianne von Willemer kennen gelernt hatte.

So war die Vergegenwärtigung des Erlebnisses eine Verschmelzung von Urbild und Realität. Die schönsten Frauengestalten Goethes sind sichtbar gewordene, blutvoll verkörperte Seelenzustände ihres Schöpfers; er konnte von Ihnen gleich seinem Tasso sagen: „Ja, sie sind ewig, denn sie sind.“ Die Männergestalten seiner Dichtung aber, die er Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch nannte, sind gleich ihm Zwiespaltmenschen oder Spaltungen seines Ichs in erlebter Gegensätzlichkeit oder Wandlungen seines Ichs in aufnehmender Empfänglichkeit und mit ihnen konnte er sprechen gleich seinem Prometheus: „So bin ich ewig, denn ich bin!“. Alle seine Dichtungen sind ein großer Monolog, der nur deshalb nicht monoton wird, weil der ungeheure Reichtum des Schöpfers alle Gegensätze der Welt in sich fassen konnte. Er hatte die Wandelbarkeit eines Proteus, wie die Natur; er ist immer ein anderer und immer er selbst. Wir verstehen ihn in den Versen die er der Einheit Homers widmete:

Ewig wird er euch sein
Der eine, der sich in viele
Teilt und einer jedoch
Ewig der einzige bleibt.

GOETHE UND DIE NACHWELT

von Theodor Thienemann.

Meine Damen und Herren!

Die Gedächtnisfeier, die heuer in Weimar, an vielen Stätten des Erdballs und soeben hier in dieser Stunde Goethes Geist in unsere Gegenwart gerufen hat, bestätigt die frohe Gewißheit, die in feierlichen Stunden gerne ausgesprochen wird: der Sinn von Goethes Dasein ist nicht vergangen aus dieser Welt, denn Goethe spricht noch heute zu uns, wenn wir ihn rufen, wenn wir seiner bedürfen. Und wir bedürfen seiner mehr denn je als Hilfe und Stütze in der Not der Zeit.

Zerstreut ist schon längst das freundliche Gedränge der Nächsten und der Nahen, die den Menschen Goethe gesehn, die seine Stimme gehört, die sein geschriebenes Wort mit dem inneren Sinn noch als gesprochenes Wort vernommen haben, diese wenigen, Glücklichen, verschwanden schon längst aus der Welt. Wie aber diese einstige Mitwelt im Fluß der Zeit versinkt, wächst jahraus-jahre in die Zahl der Unbekannten, deren Summe wir *Nachwelt* nennen: Menschen, die bei aller Ferne der Zeit mit Goethe leben, mit ihm Umgang pflegen, in seinem Werk Ratschlag und Wegweisung suchen, die von seinen Briefen und Tagebüchern durch das eigene Leben begleitet werden, die sich in schweren Stunden an seinen Worten aufrichten, Menschen, die ihr Innerstes und Persönlichstes veräußerlicht fühlen, wenn sie all zu laut über Goethes Geist sprechen hören oder selbst gezwungen sind darüber zu sprechen. *Nachwelt* nennen wir die stumme Übereinkunft der Unbekannten, die einmal in den Zimmern des Hauses am Frauenplan das Gefühl ergriffen hat, als hätte der Herr des Hauses diese Zimmer eben verlassen; es sind Menschen, die in

Frankfurt und Leipzig, in Straßburg und Sesenheim Erinnerung an den jungen Goethe gesucht haben; denen Weimar und Jena, Tiefurt und Belvedere, Ilmenau und Ettersburg ein Stück schöne Erinnerung an das eigene Leben geworden ist; die den Harz oder die Schweiz, Karlsbad oder Tirol in dem ungewissen Gefühl durchstreift haben, als müßten sie dort irgendwo Goethe den Wanderer begegnen; es sind Menschen, die s e i n e Sehnsucht nach Italien gekannt haben, die die Italienische Reise nach Süden geführt hat, die vielleicht im Garten der Villa Borghese dem Dichter von Egmont, Iphigenie und Faustfragment Folge geleistet haben, die in den Parkanlagen der Villa Giulia die tragische Begegnung von Odysseus und Nausikaa mit dem Dichter des Nausikaa-Fragmentes durchdacht haben, die die Pflanzen dieser Parkanlagen betrachteten, denn in diesen Pflanzen hatte einst Goethe die Urpflanze erschaut — und die beglückt gewesen sind, wenn sie auf dem Monte Pellegrino die Inschrift entdeckten, die daran erinnert, daß dort einst Goethe geweilt hat. Und Nachwelt ist wieder die stumme Übereinkunft jener zahllosen Unbekannten, die von allen Himmelsrichtungen nach Weimar gepilgert, und dort einmal erschüttert vor dem Sarg in der Fürstengruft gestanden sind. Nachwelt nennen wir also nicht das sogenannte große Publikum, das soziologisch interessant sein mag, nicht die unbekanntete Menge, deren Beifall selbst dem Herzen des Dichters bange macht: Nachwelt nennen wir die Summe der Kreise, die sich wie Jahresringe um Goethe legen: Kreise der Auserwählten, denen Goethe in der Gesamtheit seines Daseins gegenwärtiger, vertrauter geworden ist, als selbst den vertrauten Zeugen und Gefährten seines Lebens.

Was treibt aber den Menschen, die Spuren eines vergangenen Lebens zu verfolgen? Was drängt den Menschen, sich in ein fremdes Leben einzunisten? Was ist es um die magische Anziehungskraft von all dem, was einst

Goethe berührt hat? Woran liegt es, daß uns die Menschen, deren Schicksal in Goethes Leben eingeflochten war, bis heute lebendig geblieben sind? Wir suchen Antwort auf all diese Fragen in dem einen Satz:

Nur allein der Mensch
 Vermag das Unmögliche:
 Er kann dem Augenblick
 Dauer verleihen.

Unsere Betrachtung richtet sich auf eine Dauer des Geistes von ganz objektiver Natur, sie richtet sich auf den Willen zu beharren in der Zeit hier auf Erden, auf die besondere und persönliche Art, wie Goethe mit der Vergänglichkeit gerungen hat.

Aus dem Wissen um die Vergänglichkeit des Lebens wächst die ewig menschliche Sorge und Sehnsucht: das Teuerste und Beste, was uns gegeben ist, aus der Flucht der Erscheinungen zu retten und in Dauer und Ruhe zu erhalten. Diese Sorge und diese Sehnsucht ist ein Vorrecht des Menschen und Goethe ist einer der Auserwählten, die dieses Vorrecht des Menschen besonders auszeichnet. Das Wissen von der Zeit ergriff ihn tiefer als andere Erdenkinder und mehr als andere Menschen setzte er restlos seine ganze Existenz in das eine höchste strebende Bemühen ein, Tod und Vergänglichkeit zu überwinden und der Ewigkeit teilhaft zu werden. Viele suchten vor und nach Goethe dem all zu Flüchtigen unseres Daseins zu entrinnen: Heilige und Helden, diesseitig Ruhmsüchtige und jenseitig Gottsuchende, Machtmenschen und Denkeraturen, jeder auf seine Weise wurde getrieben sich anzuklammern an etwas Dauerndem, „sich einem Reinern, Höhern Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben“, allein nur wenige der großen und größten Vergänglichkeitsbewußten haben wie Goethe um Beständigkeit gerungen und wir kennen keinen anderen faustischen Menschen, der den flüchtigen Augenblick in der unendlichen Zeit inbrünstiger ergriffen hätte, der in den einen Satz:

„Verweile noch“ die ganze Fülle seines Daseins hinein-zudrängen vermocht hätte.

Erschütternd ist dieser Wille zu beharren in der unendlichen Zeit erst dann, wenn sich der Mensch dem Abgrund und der Vernichtung nahe weiß, wenn er das Unüberwindliche und Unbesiegbare der feindlichen Macht, der er sich widersetzt, vollends durchschaut. Im Urgrund von Goethes Dasein lebt eine Affinität mit der Zeit, ein Urgefühl für das Unendliche, das ihn erschauern läßt und dennoch anlockt, wie den Fischer die unendliche Flut: ein Gefühl, das ebenso religiös wie metaphysisch genannt werden kann.

Dieses todesnahe Wissen von der Zeit scheint Goethe in der religiösen Atmosphäre des fromm-bürgerlichen Elternhauses zugewachsen sein. In den frühesten Dokumenten seiner Frankfurter Kindheit finden wir die merkwürdig einstimmigen Zeilen: „Mors ultima linea rerum“, „Erinnert euch an meinen Tod“, „Ich möchte nicht gern vergessen sein“, dazu die spielerische Begründung, daß den Autor, wenn er schreibt, dasselbe bewege, was auch Alexander und alle Helden der Vorzeit zu großen Taten angetrieben habe: — knospenhaft unreif leuchtet in dieser ersten Literaturtheorie schon die Erkenntnis auf, die vollendet den sterbenden Faust erfüllt.

Diese Furcht vor Tod und Vergänglichkeit wandelt sich in Rokoko-Leipzig in das Wissen eines früh Ernüchterten, der die Unbeständigkeit aller hohen Dinge halb wehmütig halb zynisch zur Kenntnis nimmt. Der Leipziger Goethe durchschaut die Flatterhaftigkeit von all dem, was im Moment als absolut und ewig scheinen mag: sei es die wechselnde Lust, das Glück, die Freude, der Wunsch eines kleinen Mädchens, die Laune des Verliebten: es sind alles unbeständige Dinge. Dieser junge Hedonist weiß, das Schöne ist nur deshalb schön, weil es wie die gaukelnd dahingleitende Welle, wie die flatternde Libelle flüchtig-unfaßbar ist, weil

der farbige Abglanz schwindet, will man ihn ergreifen und zergliedern. Der Zusammenbruch, der folgt, die Todesnähe haben dieser ersten Grazienphilosophie ein jähes Ende bereitet und das Vergänglichkeitsbewußtsein im jungen Goethe zutiefst aufgewühlt: „ich weiß wie ich gezittert habe“ schrieb er, als er an dem Abgrund vorbei war. So wurde er reif für Herder, für den großen Lehrer der Zeit.

In Herder lebte das religiöse und metaphysische Verständnis für die Entwicklung in der Zeit, für das Keimen, Treiben, Knospen, Blühen, Reifen, Tragen, Welken und Sterben, dem alles Seiende unterstellt ist: Mensch und Tier, Pflanze und Gestein, alles beschreibt denselben Kreis im Wandel der Zeit, alles ist Geschichte. Goethe erfaßte diese große Lehre der Zeit; sein Vergänglichkeitsbewußtsein erhält jetzt die metaphysische Prägung, da ihn Herder gelehrt hat:

Nach ewigen eh'rnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Diese Affinität mit der Zeit ist ein Urphänomen von Goethes Welt, sie wechselt und wandelt sich mit jeder Lebensstufe und ist doch unwandelbar mit Goethes Existenz verwachsen.

Ein leicht sichtbares Zeichen dieses wachen Zeitbewußtseins ist das sparsame Haushalten mit der Zeit, der flüchtigen, wie das Goethes Lebensführung vorbildlich verwirklicht, diese unvergleichliche Kunst, die keine Stunde ganz lehr oder dumpf vergehen läßt, die der Mensch unserer Welt auch dann bewundern würde, wäre ihm sonst Goethes Werk verschlossen. Goethe ist fleißig, arbeitsam und tätig gewesen: die rastlose Tätigkeit war ihm der beste Weg zur Selbsterkenntnis und die sicherste Gewähr künftiger Seelendauer; er wußte, wir selbst entscheiden, ob die Zeit uns reich be-

schenkt verläßt oder leer zerrint. Weil Goethe das Leben als göttliches Geschenk, das uns anvertraut ist, gewissenhaft verwaltet, deshalb ist er so peinlich genau in Buchführung und Rechenschaft über das Soll und Haben eines jeden Jahres, eines jeden Tages: mag sein Tagebuchführen, das Schematisieren in Diarien, Journalen, Tag- und Jahresheften von außen gesehen vielleicht manchmal pedantisch scheinen: es ist doch Ausdruck des bangen Bewußtseins, daß ein jedes Jahr, ein jeder Tag und eine jede Stunde unseres Lebens unersetzlich ist und nie wiederkehrt. „Dieses Leben ist für unsere Seele viel zu kurz“ sagt schon der junge Goethe in seiner Shakespeare-Rede, das Sparen mit der Zeit ist das Erkennungszeichen aller höher organisierten Naturen, so mahnt Goethe in Briefen an Schiller: dieses bewußte Verwalten der Zeit hat mehr zu sagen für unser Geschlecht, als all das Zeitvergeuden und Faulenzen genialer Romantiker.

In der bewußten Zeitverwaltung liegt eine Moralität beschlossen: der echt bürgerliche Sinn für das Dauerhafte, Solide, Beständige, Echte und Tüchtige; die höchste Steigerung erreicht dieser bürgerliche, seinem innersten Wesen nach konservative Sinn in dem Willen zu beharren in der unendlichen Zeit. Die Gesinnung, die auf das Beständige gerichtet ist, macht den Menschen dauerhaft, sie führt ihn zur höheren Sittlichkeit. So empfindet Goethe die atmosphärische Wirkung der ewigen Stadt als eine sittliche Wirkung, das Antike wirkt auf ihn durch seine Dauerhaftigkeit, zweitausend Jahre zeugen von einer inneren Solidität, „mit der die Seele gleichsam gestempelt wird“. Wie die Dauer in der Zeit für Goethe eine Quelle sittlicher Energien ist, so gilt sie ihm auch als Wertmaß der Dinge. Das Urteil der Zeit trifft unfehlbar, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Und weil das Wertvolle und Echte nicht spurlos aus dieser Welt verschwinden kann, deshalb ist auch das Fruchtbare und Fördernde ein Prüfstein, das

den inneren Wert der Dinge offenbar macht. Dieser Glaube an die Zeit und Nachwelt ist vielleicht die Quelle der tiefen Sympathie, die Goethe für das Leben und alles Lebendige hegt: denn nur das Lebendige ist fruchtbar und fördernd, nur das Lebendige ist zukunftsträchtig, nur Leben erzeugt neues Leben und somit ewiges Leben. Dauerhaftigkeit und Beständigkeit bedeuten für Goethe nicht das Munifizieren längst überlebter Zustände, nicht eitle Verjüngung, wie sie in der Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren“ beispielhaft dargestellt wird — das Dauerhafte, Solide, Echte und Consistente, in höchster Steigerung: das Unsterbliche ist immerwährende Tätigkeit und Wirkung, es ist tätig und geschäftig und erneuert sich immerfort, das heißt: unsterblich ist, was ewig lebt und immer im Werden ist. Noch in Straßburg entdeckte Goethe auf ganz empirische Weise eine Lehre von dem Heute: aus dieser Lehre wuchs ihm die Erkenntnis, daß die Gegenwart alles ist und alles entscheidet. Der Mensch ist nicht berufen zu jener zeitlosen Dauer, zu jener schlechten Unendlichkeit, die auch der dumpfe Felsblock hat, an dem der Strom spurlos vorbeirauscht — der Mensch ist berufen zu jener anderen, zeitlichen Dauer, die immer Gegenwart ist und sich jeweilig erneuert.

Diese Lehre von dem Heute, die Goethe in dem Senheimer Frühlingsrauschen aufging, ist der Quell des dankbaren Glücksgefühls über das göttliche Geschenk des Lebens. Uns allen ist eine Zeitspanne als Lebensdauer zugemessen, aber Goethe erfaßte dieses göttliche Geschenk des Lebens dankbarer als andere Menschen, er wucherte mit diesem Schatz, wie einer, den der nahe Tod an das fugit irreparabile tempus erinnert und schon drängt die letzten Stunden ganz und voll in sich eingehen zu lassen. Seine Augen sind schauend und lichtdurstig gewesen, weil er wußte, daß diese Augen sich schließen werden! Das Unvergleichliche an Goethes Dasein ist diese ganz unvermittelte, ursprüngliche Stel-

lung zum Leben: wir begegnen in Goethe einem Menschen, der inmitten aller Wirrnis der Zeit sich auf das Wesentliche besinnt: das göttliche Geschenk des Lebens voll und ganz zu nehmen, in „ewig klingendem Dasein“ das Gebot der jeweiligen Stunde ganz zu erfüllen, denn es gibt keinen anderen Sieg über die Zeit, es gibt keine andere Ewigkeit als die, die aus dem flüchtigen Augenblick hervorwächst.

Weil Goethes Vergänglichkeitsbewußtsein so wach war, ergriff er alle Schutz- und Heilmittel, die seinen Schauer bezwingen konnten. Solch eine Erlösung verieß ihm der Glaube an eine transzendente Fortexistenz der Seele und Goethe ist gläubig gewesen; diese Angst drängt ihn seine Existenz in leiblichen Nachkommen zu verlängern, solch Palliativ gegen die Vergänglichkeit war ihm die Wissenschaft, deren Erkenntnis zeitlos gilt: vor allem aber war Kunst, Dichtung und Literatur die konservative Macht, die die flüchtige Seele zu geistiger Dauer erhöhen kann. Der Drang nach Unsterblichkeit ist das innerste Motiv von Goethes Dichtung und von jeder großen Dichtung überhaupt. Früh nennt Goethe seine Dichtungen die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens — Dichten ist ihm ein unentbehrlich notwendiges Schutz- und Heilmittel, Mittel zur Selbsterhaltung in der vergänglichen Zeit, Dichten bedeutet ihm Kunst im ursprünglichen Sinn des Wortes, ein Können, das das einmalig Flüchtige des Lebens herausstellt, die innere Glut zur dauernden Form prägt, damit das, was einmal lebendig war, für alle Zeit lebendig erhalten bleibe. Weil sich Goethe ganz der Gegenwart verschrieben hat, ist sein Dichten immer Gegenwartsdichtung, Gelegenheitsdichtung, Beichte, Konfession, Tagebuch gewesen, es gibt keine Dichtung Goethes, die nicht Selbsterkundung ist und nicht als ein Stück Autobiographie gedeutet werden kann. Goethe ist uns zum Sinnbild des autobiographischen Menschen geworden. Der Mensch, der das literarische Kunstwerk aus

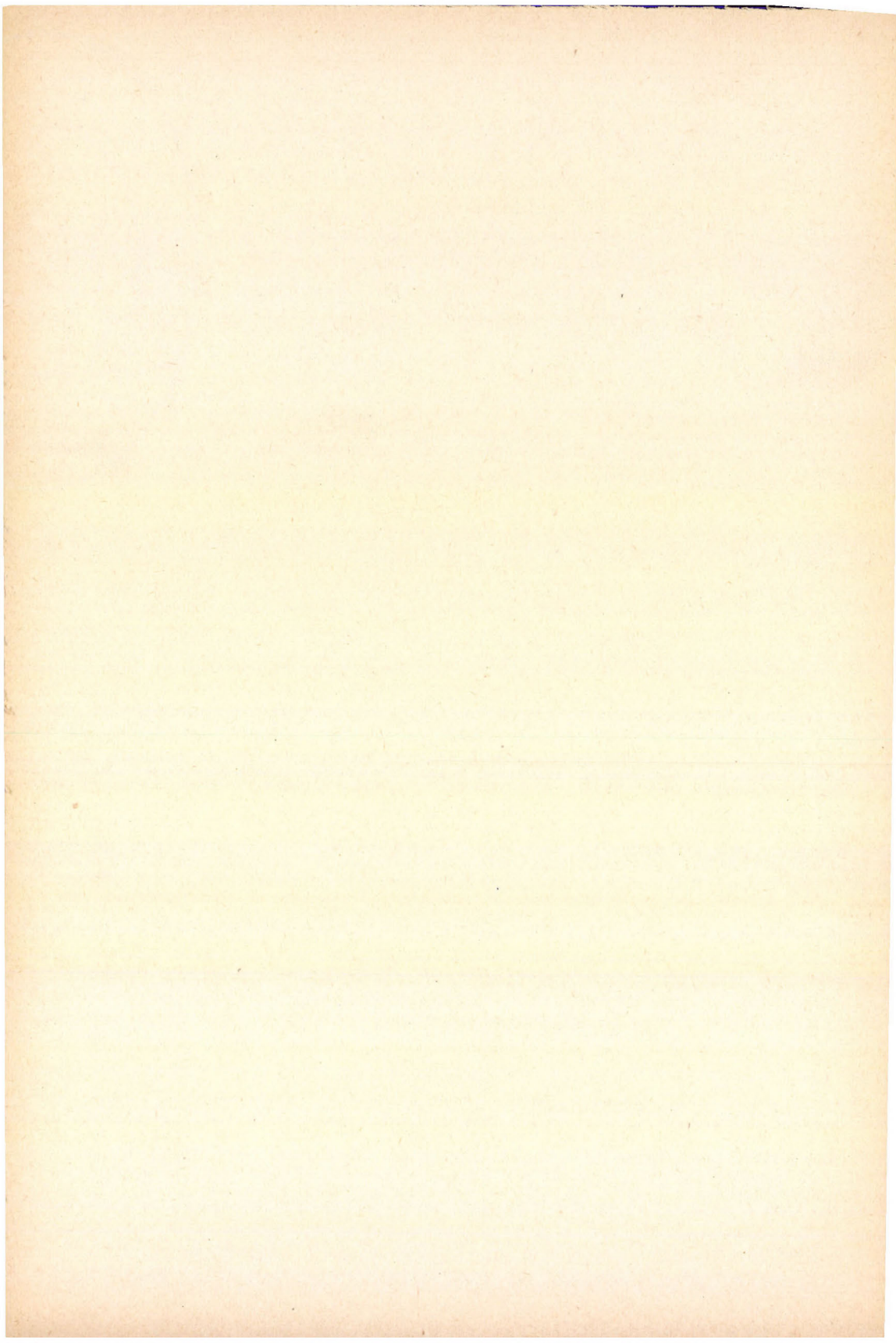
dem eigenen Leben baut, erscheint erst spät auf hohen Stufen in der Entwicklung des Geistes. Ihn treibt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, er folgt dem schweren Gebot der Selbsterkenntnis, er hat das Wissen über sich selbst, er ist vertraut mit der Weisheit, die nur dem reifen Alter gegeben ist: vertraut mit dem goldenen Farbenton des Spätherbstes, der immer an Vergänglichkeit und Nachwelt erinnert. Nie bereitete sich aber ein Mensch in der Sphäre der Dichtung und Literatur so bewußt auf Tod und Nachwelt vor, wie Goethe, der ganz der Gegenwart ergeben war. Er ist uns zum großen Gleichnis des sich selbst erkundenden, seiner selbst bewußten, sich selbst erforschenden Menschen geworden: er legte alle Zeugnisse seines Daseins freiwillig ab, er erschloß sich ganz der Nachwelt: sein Leben ist wie kein anderes erhalten geblieben, weil die Idee der Nachwelt selbst ein Ferment seines Lebens gewesen ist. Es ist symbolisch bedeutsam, daß wir von Goethe keine Totenmaske kennen: noch zu Lebzeiten ließ sich Goethe seine Gesichtsmaske abnehmen, ebenso bestimmte er rechtzeitig die testamentarisch-letztgültige Form seiner Werke, er prägte selbst durch autobiographische Schriften sein Erinnerungsbild so, wie er es für die Nachwelt erhalten wissen wollte. Als hätte er eilige Vorbereitungen zu treffen für eine lange Reise, für die große Bildungsreise in die Unendlichkeit der Zeit, so stellt er alles bereit, was ihn begleiten soll, was ihm erhalten bleiben soll auf dem seelenwandernden, gestaltwandelnden Weg durch die Erinnerung der Nachwelt.

Und was uns Goethe so hinterlassen hat, ist eine fröhliche Wissenschaft, deren letzter Sinn nicht all zu ferne liegt von religiösen Überzeugungen. Was begleitet uns durch die Zeit? Was macht den Menschen dauerhaft? Was ist das Ewige im Menschen? Die Antwort lautet: beständig ist das Vergängliche, die jeweilige Gegenwart. Der Mensch sei gegenwärtig, er flüchte nicht in die Vergangenheit, die ihm unwiederbringlich verloren

ist, er verliere sich nicht in die Zukunft, die ihm ewig unerreichbar bleibt: die Zukunft läßt sich nur dann gewinnen, wenn man die Gegenwart zu beherrschen vermag. Wir sind verpflichtet dem Gesetz, wonach wir angetreten, wir sollen festhalten an dem *hic et nunc*, das uns zugemessen ist, wir sollen die Treue halten auch der zeitlichen Heimat, in die wir hineingestellt sind. Diese Heimat zu verleugnen, weil sie uns heute trüb und trostlos scheint, wäre ungoethisch.

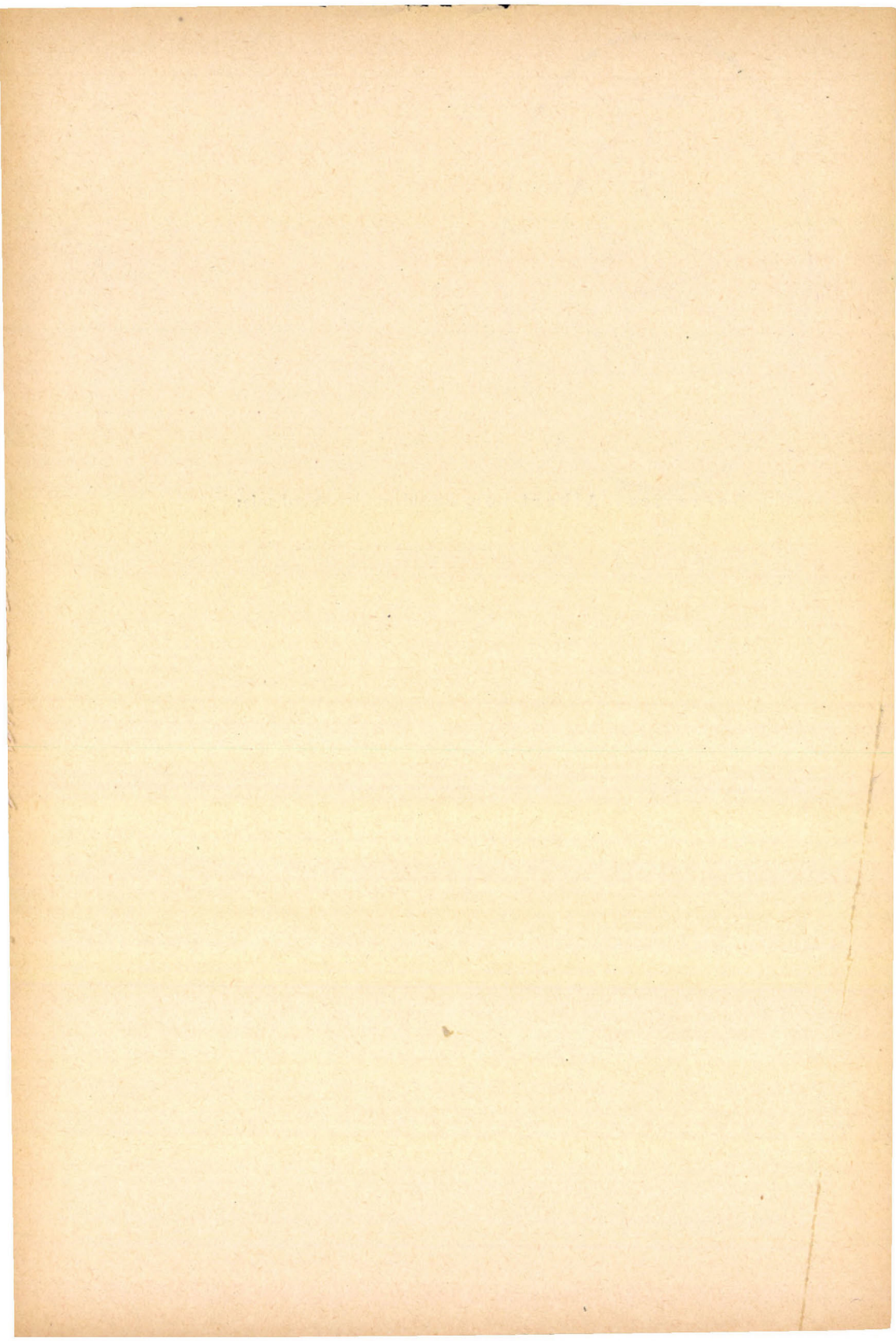
Ist aber diese Lehre von dem Heute kein Irrtum gewesen? Was hat diese Lehre noch zu bedeuten, da uns die Zeit manchmal zu stocken scheint, da Wochen und Jahre in Hoffen und Harren leer zerrinnen und die Zukunft, deren Erlösung wir alle erwarten, nicht kommen will? Was soll das sparsame Haushalten mit der Zeit, da viel Menschenleben mit seinen schönsten und besten Stunden in nichts zerfällt? Wozu das Wuchern mit der Zeit, da das Ausharren gilt, die Kunst der Penelope: Zeit zu vernichten, nicht: Zeit zu gewinnen? Das Jahrhundert, das zwischen Goethe und uns liegt, war sicher eine Zeit harter Prüfung für alle geistige Dauerhaftigkeit und Beständigkeit. An unserer Welt der Technik und Wirtschaft gemessen mag Alt-Weimar als ein Idyll einer längst versunkenen Zeit erscheinen, Goethes Werk als Dichtung, Deutung und Schmückung des Lebens, als die letzte reife Frucht einer einmaligen, schöngeistigen, glücklichen Welt, die für unser Geschlecht unwiederholbar vergangen ist. So tief und breit auch die Kluft zwischen uns und Goethe sein mag — nicht Goethe ist stumm gewesen für die Welt, die er kommen sah: wir sind taub gewesen für die Stimme in Goethe, die diese neue Welt, unsere Welt, zu beherrschen und überwinden lehrte. In dem Lärm der Maschinen und der Waffen, inmitten der Jagd nach Geld und Macht hörten wir nicht die Stimme, die kündete: *G e d e n k e z u l e b e n*; das höchste Maß der Dinge ist immer der freie gegenwärtige Mensch: es gibt keine andere Erziehung des

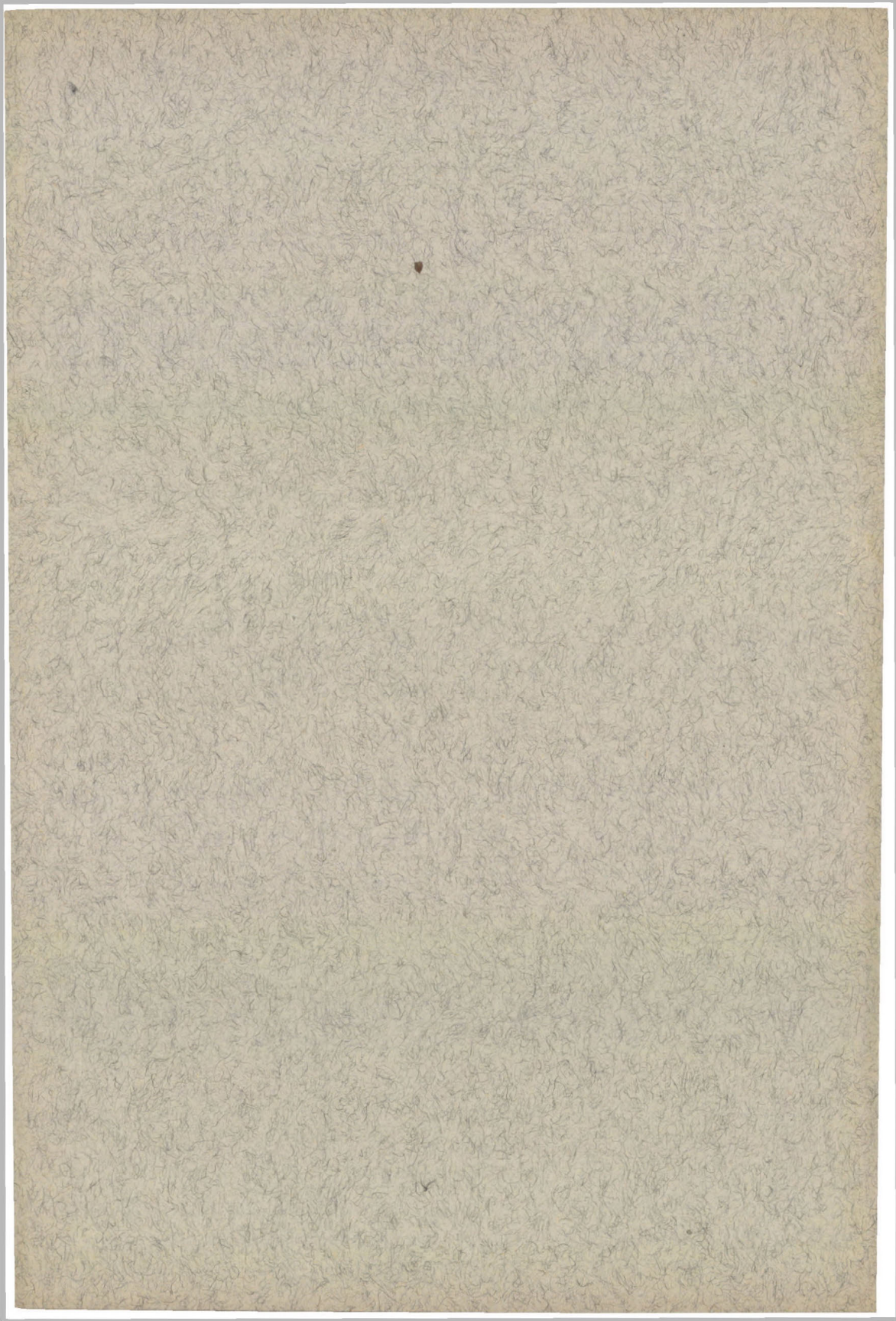
Menschengeschlechtes, als die, die von dem einzelnen, das heißt von dem inneren Menschen ausgeht. An diesem Erziehungswerk teilnehmen, diesen für jede Zeit und für jeden Menschen gleicherweise gültigen Sinn von Goethes Leben ganz in den Dienst unserer Gegenwart zu stellen: das heißt heute Goethes Nachwelt sein, dem Augenblick Dauer verleihen.




INHALT

1. Berzeviczy, Albert von, Präsident der Akademie: <i>Goethes Leben und Lebenswerk</i>	3
2. Pauler, Ákos von, ord. Mitglied der Akademie: <i>Goethes Lebensweisheit</i>	15
3. Berzeviczy, Albert von, Präsident der Akademie: <i>Eröffnungsrede</i>	28
4. Petersen, Julius, auswärtiges Mitglied der Akademie: <i>Goethe als Gestalter</i>	29
5. Thienemann, Theodor, korresp. Mitglied der Akademie: <i>Goethe und die Nachwelt</i>	31







DUNÁNTÚL
PÉCSER
UNIVERSITÁTS-
BUCHDRUCKEREI
UND
VERLAGSANSTALT
PÉCS
UNGARN

